

7]

(Nachdruck untersagt.)

## Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Czechischen.

Mit freudigem Staunen konstatarnten am Abend alle Schlosser und selbst der Maschinist, daß der heutige Tag ihnen wunderbar rasch verflogen war. Ehe sich's jemand versah, schlug es sechs, und an Arbeit war im ganzen so viel geleistet worden, daß Ueberstunden sich als überflüssig erwiesen. „Wir sparen lieber mit unseren Kräften, so lang es thunlich ist,“ sagte der Maschinist, als er seine Leute verabschiedete.

Wenzel begleitete seine Kollegen Gurych, Kucharz und Nesbeda noch ein Stück über Nepowih hinaus, dann kehrte er um; aber unmittelbar vor dem Dorfe schlug er rechts einen Seitenpfad ein und strebte auf Umwegen dem Walde zu, wo er eine Zusammenkunft mit Lena verabredet hatte. Er hatte sie tagsüber geküßt und wieder geküßt, ersehnte aber ein Zusammentreffen mit ihr nichtsdestoweniger heute gerade so lebhaft wie gestern, da er ihr im Walde nachstieg. Auf dem Boden durften sie, weil der Schall ihrer Worte den Bodenaufseher oder den Wächter vom Sudhaus aufmerksam gemacht hätte, einander bloß umarmen und küssen, hier aber werden sie sich gründlich aussprechen können. Wenzel hätte über mancherlei Lustkunst von ihr gewünscht. Namentlich über ihr Verhältnis zum Vater. Am Nachmittag hatte er den Alten einige Zeit bei der Arbeit beobachtet und über dessen Kraft gestaunt, wie er mit den Händen die größten Steine lockerte und stemmte. . . . Dabei mußte Wenzel an Lena's starken Arm denken; er fühlte nachgerade dessen Druck an seiner Brust, und es schien ihm, daß sie im Stande wäre, ihn zu zerschmettern. Und nun der Alte gar! . . .

Darum war es geboten, über ihr Verhältnis zum Vater Aufklärung zu erhalten. Daß der Alte sich besonders um seine Tochter kümmerte, vermochte Wenzel gerade nicht zu finden, denn ihr langes Verweilen gestern im Walde sprach dagegen.

In demselben Augenblick wurde es finster über ihm; er trat in den Wald. Jetzt an der Tagesneige hauchte das Nadelgehölz einen schier betäubenden Duft aus. Die Sonnenstrahlen fielen auf die Rinde der Baumstämme, und sie erglühte am Waldesjaum in purpurner Röthe. Das Moos nahm den Schall der Schritte auf, eine heilige Stille ergriff und bewog den Sinn, sich von allen Werktagsorgen freizumachen.

Unbewußt kam Wenzel in seinem Nachdenken von dem alten Steinbrecher ab und sagte sich im Stillen, wie doch ein Zusammentreffen mit Lena im Walde so viel schöner sei als im düsternen Fabriksraum, zwischen den weißen Wänden, unter der geschwärzten Decke. Ein Rendezvous unter freiem Himmel beim Rauschen der Bäume, im Duft der Nadelhölzer und des Mooßes hatte für ihn den Reiz der Neuheit. In Prag war er an rauch- und lärmgefüllte Tanzstuben oder an dunstige Straßen gewöhnt.

Wie unvergleichlich wonniger sind hier ein Kuß oder eine Umarmung, und besonders, wenn Lena die Geliebte ist!

Warum nur die Dirn heute so lang ausbleibt? Es geht schon an die siebente Stunde, und bald steigt der Mond auf. . .

Wenzel schritt um die Föhre herum, löste von der Rinde Mooßflechten ab, dann lauschte er reglos und athemlos auf jedes Geräusch.

Nichts rührte sich, nur das verstummende Vogelgezwitzcher, jetzt schon aus den Nestern dringend, ließ sich vernehmen.

Es dunkelt immer mehr und mehr, und Lena läßt sich nicht blicken. Wenzel's fieberhafte Ungeduld wandelt sich in Unruhe. Ist etwa ihr Vater dagegen? . . .

Die Unruhe nahm zu, in heftiger Aufregung ging Wenzel hin und her, bemüht, das sich verdichtende Dunkel zu durchdringen. Im Walde herrschte Grabesstille, er hätte jedes Geräusch hören müssen.

Plötzlich wurde es hell über seinem Haupt, er sah auf. In seine Augen fiel ein Mondstrahl, der die Spitzen und Zweige der Föhren versilberte und das Moos in eine silberne

Fluth tauchte, so daß es wie mit Reif bedeckt erschien. Wie nun Wenzel so emporjah, fühlte er, daß plötzlich zwei Hände sich auf seine Augen legten. Es waren rauhe, harte Hände, und dennoch durchzuckte eine namenlose Seligkeit seine Brust. Er wußte, Lena stand bei ihm. Er ergriff die Hände, die auf seine Lider drückten, drehte sich, die Augen noch immer geschlossen, langsam um und presste in unaussprechlicher Seligkeit das Mädchen an sich.

Sie war es, er hatte sie an dem stürmischen Wogen ihres Busens erkannt.

Als er die Augen öffnete, fiel sein Blick auf ihr Antlitz. Es war vom Mondlicht überhaucht, ein silberner Ton verklärte die sonnenverbrannte Haut, und unter den zusammengewachsenen Augenbrauen hervor sahen ihn zwei strahlende Augen an, deren tiefes Dunkel dem lichtumflossenen Gesicht eine eigenthümliche Schönheit lieh. Die Stirn zwischen den Augenbrauen und dem rabenschwarzen Haar glich einem silbernen Band.

Wenzel bedeckte ihr Gesicht über und über mit Küßen und drückte es leidenschaftlich gegen seine Brust.

„Ich war schon der Meinung, Dein Vater hätt' Dich gehindert,“ fragte er dann, an ihrer Seite Platz nehmend.

„Der Vater? und warum hätt' er mich hindern sollen?“ fragte sie verwundert und lachte auf.

„Was giebt's da zu lachen?“ fragte er begriffsstutzig.

Sie verstummte im Nu, nahm Wenzel bei der Hand und sah ihn durchdringend an.

„Ich seh', Du kennst mich noch nicht,“ sprach sie mit gesenkter Stimme. „Hör' zu, ich will Dir was erzählen.“

Nach diesen Worten ergriff sie seine Hand und hielt sie fest umklammert. In Erwartung ihrer Erzählung heftete Wenzel seine Blicke auf ihr vom Mondlicht hell erleuchtetes Gesicht.

„Zwei Monate wird's her sein,“ hub Lena an und sah dabei in den dunklen Wald, als holtte sie von dort ihre Erinnerung, „der Vater arbeitete im Steinbruch und nahm mich mit, zum Beführen der Steine. Unter lauter Männern war ich das einzige Frauenzimmer. Bis auf drei waren alle verheirathet, aber ihre Weiber arbeiteten auswärts, im Herrschaftlichen. Ich hab' mich um keinen gekümmert, 's Arbeiten war mir allemal wichtiger. Größere Stücke hab ich mit dem Hammer zerschlagen müssen, sonst hätte ich sie auf den Karren nicht aufladen und aufschichten können. Vom Karren wieder hab ich das Gestein am Ufer des Flusses, man baute dort einen Damm, in die Figuren abgeladen. Wir, der Vater und ich, sind bis in die Nacht hinein im Foche gewesen, aber der Verdienst hat nicht viel geheissen. Manchmal war ich auch so hin, nicht im Stand, den Karren, wenn nur ein paar Steine darauf lagen, von der Stelle zu rühren; oft hab' ich mich mit dem leeren Karren, im Steinbruch konnten wir ihn doch nicht über Nacht lassen, förmlich heimgeschleppt. Bei der Hitze hab' ich ausgestanden wie ein Hund, die Füße und die Hände waren von den Steinen zerschnitten. . . .“

Lena machte eine kurze Pause, ruspste mit der linken Hand Moos aus, that es in den Schooß und zerknüllte es zwischen den Fingern. Plötzlich wandte sie sich mit einer heftigen Bewegung zu Wenzel hin und brach, nachdem sie seine Hand, die sie mit der Rechten umklammerte, losgelassen hatte, in Lachen aus.

„Wozu, möcht' ich wissen, erzähl' ich Dir solche Dummheiten, red' Du lieber was, wir sitzen ja wie in der Kirche,“ sagte sie, wieder ernst geworden, und umarmte ihn bei den Worten.

„Komm' Du mit Deiner Erzählung erst zu Ende,“ verlangte Wenzel nachdrücklich, „ich hör' gern zu.“

„Du weißt ja noch nicht, wie's weiter geht,“ wendete die Dirn ein und lächelte ihn seltsam an.

„Ist mir ganz egal, erzähl' nur weiter.“

„Wer weiß, Du könntest Dir was denken von mir,“ wies Lena ab.

„Was kann ich mir von Dir denken? Höchstens, daß ich Dich gern hab'.“

„Und sagst es niemand, was ich Dir erzähl'?“ fragte sie, ihm ihr Gesicht zuneigend.

„Keine lebende Seele erfährt so viel,“ versicherte Wenzel und küßte sie.

Lena erhob ihre großen Augen und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Helle Nacht war's, so wie heute. Aber die Hitze war doch zum Umfallen. Mir fehlt' nicht viel dazu. Ich hab' mich mit dem Steinkarren zu der Hütte, wo wir's Quartier hatten, geschleppt, jeder Schritt that mir weh, ich glaubt', ich werde unterwegs liegen bleiben. Der Vater ist mit den Mannsleuten ins Wirthshaus, daß der nicht so bald heimkommt, hab' ich gewußt und mich schon aufs Bett und Schlafen gestreut. Ich war so schwach, ich hätt' einen Ziegelstein nicht aufheben können. Der Weg war leer, 's war schon spät, mit zugefallenen Augen hab' ich mich so nach dem Gedächniß, halb im Traum, vorwärts geschleppt. Auf einmal hör' ich ein Geräusch, ich werd' munter und seh', wie so 'n Kerl über den Straßengraben setzt. Oh' ich mir das überleg', hat er mich schon bei den Händen und zieht mich an sich. Ich lass' den Karren los und schrei', so laut ich kann, aber niemand meldet sich. Jetzt wußt' ich, 's war einer von den lebigen Steinbruchmenschen von unserer Partie. Er hat, wie die anderen ins Wirthshaus sind, aufgepaßt, mich zu über-tölpeln. 's war ihm auch geglückt, und er drängte mich mit aller Gewalt an den Straßensrand und red't sich heißer, er hätt' mich schon langmüchtig gern und ich müßt' ihn er-hören . . .“

Bei dieser Erzählung hielt Lena selbst Wenzel umschlungen und drückte ihn an sich. Der geschilderte Vorgang schwebte ihr lebhaft vor, ebenso ihre damalige Angst; sie schmiegte sich enger an den Geliebten an, als ob er sie schützen sollte. Ihr Busen wogte vor Erregung, und nur schwer lösten sich ihr die Worte von den Lippen. Die geöffneten Augen starrten unbeweglich ins Leere.

„Ich ruf', ich schrei', die Angst ist über mich 'kommen, jeden Augenblick meint' ich, ich müßt' zu grunde gehen, und doch hab' ich mich noch mit letzter Kraft gewehrt. Wie er mit mir herum stößt, schau' ich mich entsetzt um, ob nicht doch jemand irgendwo zu sehen ist; da bemerk' ich meinen Karren inmitten der Straße. Drin lag der Hammer. Kaum ist mir das gegenwärtig, spannt' ich meine letzten Kräfte an, mach' einen heftigen Ruck, krieg' die Hände frei, bin wie der Blitz beim Karren und fass' den Hammer. Er war auf beiden Seiten scharf. Pavel — so hat der Kerl geheißen — stucht, dann aber lacht er und meint: Du wirst's ja nicht thun, und seht mir nach, um den Karren herum. Ich lauf' vor ihm weg, so geht die Jagd an. Auf einmal giebt er dem Karren einen Stoß mit dem Fuß und schlägt ihn zur Seite. Ich krieg' eine sakrische Wuth und heb' den Hammer hoch. Ich seh' noch, wie er geduckt von der Seite 'rankommt, um mich zu fassen, dann wird's mir schwarz vor den Augen, und ich hau' wie von Sinnen drein. Ich seh' nichts, 's ist mir gleich, wohin der Schlag fällt, aber ich fühl', mein Leben hängt dran.“

Lena verhielt sich eine geraume Weile schweigend. Dann machte sie eine heftige Kopfbewegung, und ihr bis dahin ins Dunkel gefehrter Blick blieb auf Wenzel hängen.

„Wirst Du aber niemand was sagen?“ fragte sie ihn mit gänzlich veränderter Stimme.

„Gewiß nicht . . . aber, was ist nun weiter geschehen?“ betheuerte und fragte Wenzel in einem Athem.

„Was soll geschehen sein? Nichts.“

„Mit dem Kerl, mein' ich. Hast ihn getroffen?“

„Halt ja, den Arm.“

„Und was hast Du dann gemacht?“

„Heim hab' ich mich geschleppt.“

„Hat er Dir schon Ruh' gegeben?“

„Er hat die Hand nicht bewegen können.“

„Und hat er niemand was gesagt?“

„Er hat sagen lassen, ein Stein wär' auf ihn 'runtergefallen und hätt' ihm den Arm verlegt. In die Arbeit ist er nicht mehr 'kommen. Was weiter mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht.“

„Und Du hast auch nichts wissen lassen?“

„Nein, bloß dem Vater hab' ich's gesagt. Er hat sich bald darauf nach anderer Arbeit umgeschaut.“

„Und jener — Pavel hast Du ihn geheißen —, hat er sich wieder aufgepulvert?“

„Was weiß ich? Wir sind fort, ich hab nicht mehr von ihm gehört.“

„Hast Dich niemals früher mit ihm abgegeben?“ fragte Wenzel mit einigermaßen unsicherer Stimme.

„Soweit hab' ich mich um ihn nicht gekümmert, nur ge-hört hab' ich, daß er ein Windbeutel ist und keiner Schürze

Ruh' giebt. — Jetzt, mein' ich, reden wir von was anderem. Du weißt schon, warum mein Alter meinetwegen ruhig ist,“ fügte Lena hinzu und preßte Wenzel's Kopf gegen ihren Busen, als wollte sie alles weitere Fragen unterdrücken.

Doch er fühlte sich nicht behaglich in dieser Lage. Ein eigenthümliches beklemmendes Gefühl stieg ihm von der Brust zur Kehle empor. Er befreite seinen Kopf aus Lena's Händen, um auszuathmen, und rückte dabei etwas von der Dirn weg, die darob verwundert aufschaute.

„Was hast denn?“ fragte sie heftig.

„Nichts. Warum?“

„Weil Du wegrückst. Ich hätt' Dir's nicht sagen sollen,“ fügte sie nach einer Weile bei.

„Geh' doch, dummes Mädel,“ versetzte Wenzel, „denkst vielleicht, ich möcht's verrathen?“

„Wem denn auch, das weiß ich . . . Am Ende meinst Du, ich hätt' nicht recht gethan?“ fragte sie forschend.

„Recht hast Du gethan,“ preßte er, sich zu dieser Erwiderung zwingend, hervor.

„Was denn hat er sonst verdient? Und hätt' ich ihn umgebracht, 's wär nur nach Verdienst gewesen,“ ergänzte sie mit Nachdruck.

Jetzt wurde es Wenzel wirklich zu heiß. Es war ihm nicht gehener neben dieser Dirn.

„Komm', geh'n wir heim, Lena,“ sagte er und erhob sich.

„Was eilst denn heut? Ich dumme Gans hätt' Dir nichts erzählen sollen, weiß Gott, ich bin so ausgerutscht. Das wollt' ich Dir nämlich bloß sagen, warum mein Alter mich gewähren läßt, daß Du dir keine Sorgen machst, und derweil hab' ich Dich um den Humor gebracht. Nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht, aber etwas kühl ist's.“

„Das scheint Dir nur. Geh', seh' Dich noch ein bißchen,“ und sie schlang ihren Arm um seine Taille und nöthigte ihn, sich niederzulassen. Indem sie ihre Finger durch sein Haar gleiten ließ, lehnte sie ihre Wangen an die seinen und küßte ihn nun von selbst.

„Ich bin so gäch,“ sprach sie dabei, „ich bin gleich gut jemandem und gleich zornig. Ich bring's nicht zustande, kühl zu bleiben, ich vergeß' mich ganz. Was brauch' ich mich nach der Welt umzuschauen? Was geht mich alles an, wenn ich Dich hab', wenn Du bei mir bist? Nicht wahr, Du wirst mich immer gern haben? . . . So sag' doch was . . .“

„Immer, gewiß.“

„Gestern hast's anders gesagt, Wenzel; gestern hast mich gar lieb gehabt.“

„Immer werd' ich Dich gern haben, immer,“ raunte er nach einer Weile, in der leidenschaftlichen Umarmung des Mädchens wider Willen aufthauend. Allmählig verließ ihn die Furcht und, ganz beranscht von Lena's Nähe, wiederholte er feurig seine gestrigen Beryprechungen. Und als sie schon recht spät am Waldesjaum sich getrennt hatten und Lena die Baumreihe entlang zu den Arbeiterwohnungen sich hinsichtlich, folgte ihr Wenzel mit seinen Blicken, bis sie hinter dem Hand-pförtchen verschwunden war. Dann erst trat er gemächlich den Heimweg an. Der Theil der Straße, auf dem er ging, war wie mit Silber übersluthet. Im ganzen Umkreise kein Laut, kein Schall.

„Damals war's auch so, wie Lena vom Steinbruch heim-ging,“ flog es Wenzel durch den Kopf. Ein Frösteln überlief ihn. Der erzählte Vorfall zeigte sich ihm in gräßlicher Beleuchtung. Er sah Lena mit emporgehobenem Arm, den Hammer schwingend, mit flammenden Augen; und plötzlich war es ihm, als jagte ihn etwas in die Flucht. Das hell-beleuchtete Gelände ängstigte ihn, er fürchtete sich vor seinem eigenen Schatten, beschleunigte darum seinen Schritt und lief spornstreichs, als wäre jemand hinter ihm her.

Nachdem er sich aufs Lager geworfen hatte, beruhigte er sich erst nach geraumer Weile und begann über alles nachzu-denken — darüber auch, ob Lena wohl ganz bei der Wahrheit blieb, als sie sagte, sie hätte den Steinbruchkerl bloß in den Arm getroffen; denn am Ende ist der Hammer abgerutscht, auf den Schädel, und er hat ins Gras gebissen, der Pavel. Auffallend ist, daß der alte Kruschina nach so kurzer Zeit die Arbeit im Steinbruch eingestellt hat, wo er sicher mehr ver-diente als hier in der Fabrik vor der Kampagne. Ueberhaupt, wer weiß, wie das ausgefallen ist. Möglich, daß der Kerl gleich todt war und Lena ihn wo verscharrt hat . . .

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Das sind die Gemüthvollsten aller „Gemüthsmenschen“, die an dem nackten Jammer ihren Witz schärfen können. — Im Süden Berlins, am Moritzplatz, kann man jetzt alltäglich ein feltames Schauspiel erleben. Dort wird im Parodie-Theater eine wilde Völkerschaft gezeigt. Vertreter wider Völkerschaften waren schon oft in Berlin, Nubier und Amazonen aus Dahomey, angebliche Reste der Azteken und Indianer aus dem wilden Westen. Man beguckte und betastete sie, man freute sich ihrer Spiele, zu denen sie dressirt waren, und wer sein gutes Eintrittsgeld gezahlt hatte, der durfte dem Spektakel die lächerlichsten Seiten abgewinnen und im Bewußtsein der souveränen Berlinischen Kulturüberlegenheit seinen Spaß an den armen Kerlen, die da zur Schau gestellt wurden, üben. Solche Späße pflegen nicht immer fein anzufallen. Aber es handelt sich ja nur um Wilde. Hat so ein Wilder denn ein Herz, um zu fühlen? Begreift er denn die Narrenspoffen, die mit ihm getrieben werden?

Mit der wilden Völkerschaft, die jetzt im Süden Berlins zu sehen ist, ist etwas ganz Besonderes für Feinschmecker geboten. Ihre Vertreter sind weder braun noch schwarz gefärbt. Sie laufen nicht nackt herum, verzehren kein rohes Kaninchenfleisch und tragen nicht einmal einen Nareuring. Im Gegentheil! Sie sind Bleichgesichter, wie nur die überlegensten Westeuropäer sind. Ja, sie sprechen sogar in denselben Lauten, wie wir! Und dennoch sind sie ein wild zigeunerndes Geschlecht, das gegen einen Eintrittspreis aufgestellt wird, damit Wissenschaft und Witz der Kulturmächtigen bereichert werden. Diese exotischen Gäste stammen aus den „böhmischen Wäldern“, wie in geistvollen Feuilletons der jungen Leute von Mosse und ähnlichen Zeitungsgrößen verkündigt wird.

Die Herrschaften haben sich krank gelacht, als sie die Truppe aus den böhmischen Wäldern zum ersten Male sahen. Man denke, wirkliche, fahrende Leute! Eine echte Theaterschmiere. Ein Stück alter Zigeunerromantik! Ausgemergelte Komödianten, die Falstaffschen Nekruten gleichen. Oh, wie viel Geist kann man über diesen Stoff versapfen, und wie viel vergnügliches Schmunzeln dem biedereren Zeitungsleser ablocken!

Zu der That konnte man dem populären Namen Johann Lumpe in allen Blättern, die in den schlimmen Tagen des Börsenbedrängens ihre Abonnenten mit Heiterkeiten kitzeln müssen, vielfach begegnen. Johann Lumpe ist nämlich der Hauptmann der exotischen Menschen aus den böhmischen Wäldern. In einem Dorfe Turn bei Tepliz wurde Johann Lumpe entdeckt. Einige nettsche Berliner, die dort Bade-Aufenthalte genommen, sahen den braven Lumpe, wie er mit seiner Truppe den alten Kobyne lebendig machte und in einer Scheune das heroische Schauspiel Emma v. Frankensfels oder die Kreuzfahrer in Palästina auführte. Sie riefen ein ums andere Mal: Det is ja jrobartig und ihr spekulatives Hirn ersafte jäh den Gedanken: Mit den armen Teufeln läßt sich im weltstädtischen Berlin ein veritables Geschäft machen. Gedacht, gethan. Le bourgeois s'amuse, heißt es heute. Der Bourgeois will seinen Ul haben und er lacht und jöhlt und gröhlt, wenn die „Wilden aus den böhmischen Wäldern“ auftreten und ihr eigenes Glend prostituiren. Er lacht, bis ihm die Thränen über die Wangen kollern und lärt in das Spiel der unglücklichen Menschen hinein, die laum oder nicht mehr die Empfindung dafür haben, daß sie die Narren der Kanaille sind. Wie man Vären führt am eisernen Ring, so werden diese Menschen von geriebenen Managern müßigen Gaffern vorgeführt. Wie wollen diese armen Baganten sich wehren? Vielleicht hat in einem oder dem anderen von ihnen brennender Ehrgeiz gelebt; kühne Träume, sehnstichtige Wünsche haben ihm über die erste Misère hinweggeholfen. Das Einerlei seines Glendes aber hat ihn müde gemacht und ihm die Widerstandskraft aus Mark und Knochen gestohlen, bis er endlich dahin gekommen ist, wo er heute steht. Einst hatten die Fürsten ihre Hofnarren und sie wählten sich mit Vorliebe verzwegtes Volk zur Erweiterung ihrer fürstlichen Laune. Jetzt macht es der Bourgeois wie der großprohige Bauernjüngling in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“. Er nimmt ein paar rothe Pfennigstücke und wirft sie dem Hilfslosen oder Schiffbrüchigen vor die Füße und feuert ihn an: Spring, Hops-labär! Und wenn der arme Hops-labär wirklich springt, räppisch und ungeschickt springt oder gar niederpurzelt, dann lacht der Glückliche, daß er sich die Seiten hält.

Die jungen Leute aber, die im Geschäft der Herren Mosse und Genossen geistreich zu sein gezwungen sind, läuten mit fröhlichem, wohlgefälligem Gebimmel zu dem bekennenden Spektakel, das in seiner Art einen neuen weltstädtischen Nervenkitzel bedeuten soll. Menschen, die aus unser Aller Empfindungsleben hervorgegangen sind, Menschen, wie wir, eine ganze Gesellschaft solcher Menschen ist zu traurigster, geistiger Selbsterniedrigung verdammt; und man schämt, wohlfeil genug, seinen Witz an ihnen. Ja, man klatscht der robusten Rohheit Beifall und wagt es nicht, den Bourgeois zu stören, wenn der gerade dem Amüsement sich hingiebt. Die jungen Leute wenigstens, die im Geschäft der Mosse und Konforten Deffentlichkeit machen, wagen es nicht. Sie sind so weise und wohlgeschult. Wer wird sich um Bagatellen empören, um einen Haufen fahrender Komödianten, die zur Schau gestellt werden, wie ein monströses Stück Vieh.

Das hohe Pathos spart man lieber für andere Fälle; wenn dem Geldbeutel zu nahe getreten werden sollte; wenn die Möglichkeit

aufrucht, daß in entfernteren Zeiten dem barbarischen Zweikampf „denn doch wohl einigermaßen“ gesteuert werden könnte; wenn bei nationalen Festen und Gedenktagen an Deutschlands Berühmtheiten die gehobene Phrase erdröhnen darf, dann kann der Brustton warmer Ueberzeugung nie laut genug erklingen.

Auch der heutige Tag ist dem Andenken an eine merkwürdige Gestalt geweiht. Vor hundert Jahren wurde die Dichterin Anette v. Droste-Hülshoff geboren; sie entstammt einem westfälischen Adelsgeschlecht. Gerne nennt man sie die größte deutsche Dichterin; und wenn ein Literaturhistoriker besonders gut gelaunt ist, so hält er sie der unerhörten Ehre für würdig, in die Reihen der Männer aufgenommen zu werden und spricht dann von der männlichen Dichterin Droste-Hülshoff. Zu weiter Volkstümlichkeit ist ihr Schaffen nicht gelangt; dem genialen Weib war früh die Flugkraft gelähmt. Ihr war die Gabe der Anschaulichkeit in ungewöhnlicher Schärfe beschieden; sie prägte sich ihr Wort nicht „mit männlicher Bestimmtheit“, wie man landläufig sagen möchte, sondern wie ein origineller, stark persönlicher Geist sich seine Sprache zu formen versteht; ihre Lyrik, im Wesen herb, hat es nicht nötig, an fremdes Beispiel und Muster sich anzuschließen. Was hätte dies weibliche Genie für Deutschlands Dichtung bedeuten können, hätte es in Freiheit sich entfalten dürfen, wie es der Französin George Sand gelang. So aber war Droste-Hülshoff eingeklemmt in deutscher Enge, umlagert von gesellschaftlichen Vorurtheilen, beschränkt in bürgerlichen philiströsen Anschauungen. Einsam und grämlich fast floß ihr Dasein dahin. Starke Naturgewalten, stürmischen Leidenschaften sich hinzugeben, das blieb ihr auch in den Tagen trunkenen Jugend versagt; Erziehung und Vorurtheil hatten sie verkümmert; und so war der Dichterin selber, die ein so stolzes, reiches Organ für alles Menschliche besaß, viel des Menschlichen vorenthaltend; und schon flüchtete Anette Droste-Hülshoff in die stille landschaftliche Natur, für deren Eindrücke sie die feinste Empfindsamkeit bewahrte. Das deutsche Philisterium hat es im Ernste mit dem Genie niemals wohlwollend gemeint. Doppelt weh aber, wenn die genialische Begabung einem Weib zugefallen, das inmitten des Philisteriums zu leben gezwungen ist. Hat es die gütige Natur noch so verschwenderisch gemeint, zur Entfaltung kommt dann doch so wenig!

Alpha.

(Nachdruck unterlagt.)

### Alte Geschlechter.

In einem Berliner Miethshause wohnten im vierten Stock der Bureau-Assistent Hugo von Pfeifenkopf nebst Frau und Tochter und der Siegellack-Fabrikant Eberhard von Druffke, ebenfalls nebst Frau und Tochter. Die Wohnungen lagen einander gegenüber.

Eines Morgens öffnete sich die Bureau-Assistenten-Thüre, und heraus schritt Frau von Pfeifenkopf, eine kurze dicke Person, im geblümten Morgenrock und auf schäbigen Pantoffeln, mit noch ungeordneten Haaren. Sie läutete drüben an, und Frau v. Druffke, die ebenfalls klein, aber mager war, erschien in einem schmierigen Kattunkleide und einer großen Haube.

„Von Druffken, können Sie mir nich Ihren jroßen Eijentochtopp borjen?“

„Wieso denn nich, von Pfeifenkopfen! Knoblez oblige! Der Adel hilft sich gegenseitig aus.“

Sie holte den gewünschten Topf aus der Küche und reichte ihn der Bureau-Assistentin.

„Aber passen Sie Achtung, daß Sie mir nich 's Wappen abschauern, — Sie wissen, eine Tabakdose von zwei Löwen gehalten, — dem einen Löw sein Kopp is schon weggeschauert.“

„Wo wer' ich denn!“

„Und bringen Sie 'u mir och wieder?“

„Nanu!“ rief Frau von Pfeifenkopf sich so hoch aufrichtend, als ihre kurze Gestalt es erlaubte. „Eine von Pfeifenkopf hat noch immer abgeben, was se sich geliechen hatte. Oder können Sie mir vielleicht unter unsere sämmtliche Ahnen einen sagen, der einen eisernen Kochtopp geliechen und nicht zurückgebracht hätte?“

„Ne, das sicherlich nich. Die Pfeifenkopfs sind 'n ebenso altes und jutes Geschlecht wie die Druffkes.“

Von dieser Erklärung beruhigt, wollte sich Frau von Pfeifenkopf zurückziehen, als die hochaufgeschossene Gestalt eines jungen Mannes die vierte Treppe heraufsprang und mit einer tiefen Verbeugung und den Worten: „Guten Morgen, die gnädigen Damen!“ die fünfte Treppe hinaufeilte.

„Guten Morgen, Herr von Schnupple,“ erwiderten die beiden Damen im Tone höchster Freundlichkeit.

„'s is doch 'n wahrer Trost,“ sagte nach einer Weile die Druffke, „daß es außer uns beide Familien noch einen Adligen in diejew Hause jiebt.“

„Und noch dazu so'n noblen! Die Schnupple's sind 'n altes Geschlecht.“

„So? Hat Ihr Mann bei's Heroldsamt nachgefragt? Er wollte doch —“

„Ne, nachgefragt hat er nicht. — Aber, „Schnupple“, — das klingt doch alt, ich bitte Sie — Schnupple!“

„Ja, ja, Schnupfen giebt es — so lang' die Welt steht.“

„Schuse woll! Und er hat so was Ritterliches in seinem Benehmen. Wie er jestern bei uns zu Mittag war, hab' ich nur

immer seinen adligen Anstand bewundern müssen," sagte die Pfeifenkopf etwas schwärmerisch.

"So? War er gestern bei Ihnen zu Mittag?" erwiderte die Nachbarin freundlich, aber mit einem giftigen Blick. "Der wäre so recht ein Mann für Ihre Alwine. Ich sagte noch vorgestern, als er bei uns zum Thee war —"

"So? War er bei Ihnen zum Thee? Wie liebenswürdig Sie sind! Er wird ohne Zweifel Ihre Lewine heirathen."

"Wo denken Sie hin! Uebrigens sagt er ja, er kann nicht eher heirathen, als bis er das Anstellungsdekret als Hofmarschalls-Assistent kriegt, das jeden Tag kommen kann. Ich hab' ihm noch neulich zehn Mark geliehen, um die Einschreibgebühren zu bezahlen."

"Und von mir hat er sogar zwanzig Mark gekriegt, die er dem Schneider als Anzahlung auf die Hofmarschalls-Assistenten-Uniform geben mußte."

"Ach was! Das kommt mir aber 'n Bißchen sengerich vor."

"I was denken Sie! Haben Sie denn schon mal von'n richtigen adligen jungen Mann gehört, der keine Schulden gehabt hat!"

Es ließen sich Schritte vernehmen, und die beiden Damen schwiegen abwartend. Der Briefträger kam herauf.

"Wohnt hier jemand, namens Schnuppe?" fragte er.

"Von Schnuppe," erwiderte die Pfeifenkopf, "eine Treppe höher. Was haben Sie denn an ihn?"

"Ein behördliches Schreiben," sagte der Briefträger, einen großen Brief hervorholend, und stieg hinauf. Die Frauen sahen ihm mit weit aufgesperrem Munde nach.

"Es ist richtig," rief die Druffte endlich, "er ist zum Hofmarschalls-Assistenten befördert wor'n."

"Wer weest! Vielleicht haben sie ihm vorläufig nur einen Orden jegeben."

"Es ist wirklich 'n Jammer, daß so'n Mann bei die Wittwe Schulz fünf Treppen hoch in eene Dachkammer wohnen muß." Der Briefträger kam zurück und gleich hinterher Herr von Schnuppe, der mit verbindlichem, aber eiligem Gruß die Treppen hinunterstieg.

"Sie, von Pfeifenkopfen," flüsterte die Druffte.

"Was denn, von Drufften?"

"Jetzt wär die Gelegenheit jüstig. Wir jehn mal bißchen zu die Schulzen ruff und machen se neujerig, daß se mal nachsieht, was in dem behördlichen Schreiben steht."

Frau von Pfeifenkopf war sogleich damit einverstanden. Beide gingen zur Wittwe Schulz hinauf, um mit ihr freundschaftlich zu plaudern. Soweit ging alles gut, bis Frau von Druffte fragte:

"Wie geht's denn Ihrem Zimmerhern?"

"Dem Schnuppe? Der wohnt garnicht mehr bei mir."

"Was? Sie spaßen wohl? Er war ja noch eben hier."

"Ja, um einige Sachen zu holen, die er vergessen hatte."

"Er war Ihnen doch noch Miethe schuldig?"

"Er hat allens betrappt, jestern zehn und vorjestern zwanzig Mark. Frau von Pfeifenkopf und Frau von Druffte sahen einander mit entsetzten Mienen an. "Unser Geld," murmelten sie.

"Und er hat nichts mehr bei Ihnen zurückgelassen?"

"Nichts als einen Brief, den er eben gekriegt hat."

Natürlich wurde Frau Schulz bestürzt, den Brief zu zeigen. Er enthielt ein polizeiliches Strafmandat "wegen unbefugten Führens des Adelsstitels".

"Da sind wir tüchtig belämmert," rief die Pfeifenkopf.

"Na, so was! Meine Ahnen würden sich in der Familiengruft umdrehen, wenn sie das wüßten."

"Sehns, sagte ich Ihnen nich, mit ihm wär's nich richtig, — ich hab' ihm gleich anjesehen, daß er nich von Adel sein kann."

"Ich ooch — ich wollt's blos nich sagen, aber "Schnuppe", — was kann bei so 'nem Namen auch dahinterstecken."

Und über die erbärmliche Welt seufzend stiegen die beiden Damen zu ihren Kochtöpfen hinab.

Max Hirschfeld.

### Kleines Heuiletou.

— Bühnendichter und Komponisten heimsen in neuerer Zeit allenthalben recht hübsche Gewinn-Antheile ein. Ganz unglücklich groß aber sind die Gewinn-Antheile amerikanischer Bühnendichter oder englischer, deren Stücke den Yankee's gefallen. So brachte die bekannte ausgelassene Poffe Charley's Lante ihrem Verfasser blos in Amerika 75 000 Dollar, mehr als 300 000 M., an Gewinn-Antheilen ein, und Victorien Sardou bezahlte man 35 000 Dollar, etwa 150 000 M., für das Recht, seine Madame Sans Gêne in den Vereinigten Staaten aufführen zu dürfen. Der Verfasser des Kriegsstückes Eberandoch heimfte dafür 100 000 Dollar ein, mußte aber für das Drama Aristokratie mit der Hälfte dieser Summe sich begnügen. Ebenso viel erbrachten Too Much Johnson und The Private Secretary für ihren Verfasser William Gillette, während der Verfasser von The Girl 75 000 Dollar einstrich. —

### Theater.

Im Berliner Theater wurde am Freitag ein neues Schauspiel "Der Schuß" von Rudolf Presber, einem jungen Journalisten in Frankfurt a. M. gegeben. Wenn das Drama auch nicht eine Variation über das Duell-Thema wäre, das nun bis zum

Ueberdruß auf der Bühne wiederkehrt, es hätte trotzdem nicht viel Eindruck gemacht. Es hört sich fast an, wie ein wirrer, theatralisch zurechtgestutzter Roman. Eine junge Süddeutsche hat als Gouvernante in Venedig einen deutschen Arzt, Herrn v. Soden kennen gelernt. Sie liebt ihn, wird wieder geliebt, erfährt aber, daß Soden bereits verheirathet. Sie ist über den Verräther empört und flieht aus Venedig nach ihrer Heimath. Dort lößt sie dem Sohn eines geachteten Pfarrers ebenfalls heiße Liebe ein, und er wirbt um ihre Hand. Durch eine Verletzung von Umständen kommt es zwischen ihm und dem Herrn v. Soden, dem er begegnete, zu einem Duell. Der Pastorsohn muß annehmen, seine Braut war durch Herrn v. Soden kompromittirt. Das Duell wiederum führt zum Konflikt zwischen dem christlichgläubigen Pfarrer, der am Wort festhält: "Du sollst nicht tödten", und zwischen dem Sohn. Aus diesem Konflikt holt der Verfasser seine äußerlichen Wirkungen. Herr Kraußneck und Herr Sommerstorff spielten den Vater und den Sohn mit warmer Nachdrücklichkeit; so daß die erzwungene Geschichte den Schein der Glaubwürdigkeit annahm.

— Dem Schiller-Theater gelingt insoweit manchmal ein guter Griff, als es aus dem vielseitigen Schatz klassischer und anderer Dramen von mehr oder minder ehrwürdigem Alter just die Stücke herauszieht, die harmlosen Leuten wohlgefallen. Dies ist auch bei Shakespeares "Komödie der Irrungen" der Fall, die gestern weit weniger ihrer dichterischen Bedeutung halber, als um der Prügel willen zu behagen schien, die in reicher Fülle ausgeteilt werden. Man mag der Künstlerschaft des Schiller-Theaters nachsagen, daß sie gleich dem Personal anderer Bühnen mehr auf das fade Konversationsstück als auf Shakespeare geachtet sei, und man mag gar finden, daß mancher Held sich in Trikotosen nicht ganz aus freiem Willen komisch ausnehme. Aber wenn eine lustige Verwechslungskomödie wie am Freitag Abend toll und flott heruntergespielt wird, so daß der Zuschauer kaum zur Besinnung kommt, so lacht man mit den Lachenden und sieht gern über diesen und jenen Mangel hinweg. Von der Aufführung ist im einzelnen zu sagen, daß die beiden um ihrer fatalen Ähnlichkeit halber so oft geprügelten Diener in den Herren Schamasow und Eyben weit bessere Vertreter fanden, als es die Herren Bach und Froböse aus dem Stande derer waren, die Prügel ausstheilen dürfen. Alexander spielte Fräulein Pauly die heftige Adriana.

Dem Shakespearischen Lustspiel ging Emile Augiers "Schieerling" voran. Held der französischen Komödie ist ein überfälliger Salonjüngling in griechischen Gewande, der von seiner hübschen Sklavin aus Cypern gar künstlich wieder auf die Pfade der Tugend zurückgeführt wird. Das Stück spricht an wegen der hübschen, aalglatten Verse der neuen, von Sigmar Mehring herrührenden Uebersetzung. Die beiden alten Sünden, die zuerst als Nebenbuhler des Helden auftreten, um dann die schöne Sklavin auf einander abzuschieben, wurden von den Herren Laurence und Eyben recht glatt gespielt. Auch Herr Bach spielte, indem er den nicht allzu ernsthaft am Leben verzweifelnden Helden gab, als ob es ihm wirklich bitterer Ernst mit dem Schierlingsbecher sei. Bescheiden, aber mit Grazie gab Fräulein Pauly die schöne Ketterin. —

### Astronomisches.

— Drei kleine Planeten hat der französische Astronom Charlois auf der Nizzaer Sternwarte am 31. Dezember 1896 entdeckt. Der erste dieser vielen kleinen Körper, deren Durchmesser zwischen wenigen Metern und einigen hundert Kilometern schwanken und die ihre Bahnen um die Sonne zwischen denen der großen Planeten Jupiter und Mars vollenden, wurde am Neujahrabend 1891 von Piazzi, dem damaligen Direktor der Sternwarte in Palermo, entdeckt. Die Zahl der bisher bekannten Himmelskörper dieses Typus ist bereits auf über 400 gestiegen. Allerdings sind die in neuerer Zeit entdeckten meist sehr lichtschwach, wie auch die drei oben erwähnten. Zwei derselben sind nur von der Lichtstärke eines Sternes 13., der dritte von der Lichtstärke eines Sternes 12. Größe. Ihre Entdeckung ist daher im allgemeinen auch nur auf photographische Wege möglich, da die photographische Platte dem Auge an Sensibilität besonders dadurch überlegen ist, daß sie lichtschwache Eindrücke bei längerem Einwirken zur Erscheinung bringt, während das Auge bei längerem Hinsehen gerade ermüdet. — („Post.")

### Humoristisches.

— Der Kuß bei der amerikanischen Präsidentenwahl. Fräulein Carrie Oiler aus Niles in Michigan hatte zur Zeit der amerikanischen Präsidentenwahl mit ihrem Bräutigam eine Wette gemacht und ihm 1000 Küsse versprochen, wenn Bryan unterliegen würde. Bryan unterlag wirklich, und Fräulein Oiler begann ihre Schuld "ratenweise" abzugeben. Alles ging vortreflich und die Wettschuld war fast vollständig bezahlt, als zwischen den beiden Liebenden über die Zahl der gegebenen und empfangenen Küsse ein Streit entstand. Das Fräulein will sorgfältig Buch geführt haben und hat eine weit größere Anzahl Küsse herausgerechnet als ihr Gläubiger. Die Streitenden wandten sich an zwei Schiedsrichter, und diese fällten den salomonischen Urtheilspruch: "Um jeden Streit zu vermeiden, ist es das beste, mit dem Küssen von vorn anzufangen." Fräulein Oiler ist sehr hübsch, deshalb hütelte sich ihr Verlobter wohl, gegen das Urtheil Einspruch zu erheben. —